

# Schisportmanagement vernutzt auch Feuchtbiotope

Von *Helmuth Gall*

In unserer Rechtsordnung sind Tiere, Pflanzen und Boden i.w.S. als „Sache“ = Objekt erfaßt, und der Mensch kann darüber frei verfügen. Mit seiner belebten wie unbelebten Natur allerdings darf er nicht rücksichtslos umgehen, es sei denn, es handle sich um nackte Lebensnotwendigkeiten. Sein Tun muß die Folgen bedenken und im Einklang stehen mit seiner Verantwortung der Schöpfung bzw. der Nachwelt gegenüber.

Auch als juristische Person hat der Mensch kein Recht, geschützte Lebensräume gemeinhin zu vernutzen oder Prozesse einzuleiten, die dem Schutz der

Natur zuwiderlaufen. Augenmaß und ökologisches Denken sind gefordert.

Vor diesem Hintergrund wird eine sehr fragwürdige Ausnutzung von Feuchtbiotopen im Interesse des Massenschitourismus' an Beispielen im Alpenraum aufgezeigt. Nicht nur intakte Moore, die zum Düngen plattgewalzter Schipisten und vegetationsgeschädigter Almböden ausgebeutet werden, sondern auch Bergbäche, die Schneekanonen füttern müssen, sind vom Weißen Sport in billige Fron genommen worden. Die Langzeitfolgen freilich stehen noch aus; sie sind auch – „natürlich“ – nicht einkalkuliert.

Wir sind aufgerufen, die Vielfalt und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu bewahren, den Naturhaushalt nicht zu stören und die Landschaftsbestandteile mit ihren wertvollen biologischen Wechselbeziehungen zu pflegen. Nur bei behutsamer Nutznießung der Natur kann diese als Lebensgrundlage gesund erhalten und ihr Erholungswert wirkungsvoll gesichert werden.

Hierin liegt die eigentliche Bedeutung geschützter Arten und Flächen, und es ist zielführender, nicht so sehr auf schärfere gesetzliche Schutzbestimmungen als vielmehr auf strengere Kontrolle der Einhaltung zu drängen. Heute müssen Naturfrevler laut Gesetz nicht nur mit einer empfindlichen Geldstrafe rechnen, sondern sie haben auch, nach Möglichkeit, den alten Zustand wiederherzustellen. Damit soll der bisherigen Übung – oder war es schon die Regel? – zuerst Schaden anzurichten, und diesen dann mit einer geringen Geldstrafe zu „beheben“, ein Ende gesetzt werden. Trotz allem wird die Zahl derer, die Natur und Gesetz mißachten, nicht kleiner, die Maschenweite des biologischen Verbundnetzes hingegen größer und Erfolge im Artenschutz bleiben fast aus.

Diese unerfreuliche Situation ist Leuten, die sich mit Naturschutz befassen, nicht überraschend, um nicht zu sagen, es war schon immer so. Wo handfeste Geschäftsinteressen hereinspielen, wird die stumme Natur einen schweren Stand und meist Nachrang haben, doch angesichts der tagtäglichen ungeheuren Belastungen unserer sogenannten freien Güter, Boden, Luft und Wasser, müssen wir uns eigenverantwortlich in die Pflicht genommen fühlen, dieser wehrlosen Natur nicht nur ideelle Hilfestellung sondern aktiven Schutz zu geben, indem wir uns umweltgerecht verhalten. Wie anders könnte kommenden Generationen die natürliche Lebensgrundlage erhalten werden?

Erziehung zu ökologischem Denken und solides Wissen um die Abläufe innerhalb der Pflanzen- und Tierwelt, bzw. deren Auswirkungen auf die Umgebung, werden den enormen Wert der lebenswichtigen, zum Teil sogar nicht vermehrbaren Naturschätze ins rechte Licht rücken und nicht alles selbstverständlich erscheinen lassen.

Zu besonders schützenswerten Erscheinungsformen auf unserer Erde gehören die Feuchtbiotope, wo-

runter z. B. Bäche und Seen, Tümpel und Teiche, und nicht zuletzt Moore („Filzen“) und Sumpfwiesen (Fachausdruck Anmoore, im Volksmund „Moose“ und „Möser“) anzuführen sind. Es handelt sich um Lebensräume, die vom Wasser geprägt sind, und deren Biozöosen (Lebensgemeinschaften) sich auf die nasse Umwelt bewundernswert eingestellt haben. Daß ein so spezieller, in sich abgegrenzter Lebensbereich auf jede Störung, in besonderem auf chemische wie physikalische Milieuveränderungen empfindlich reagiert, ist einleuchtend. Daher soll dort weder Fremdmaterial eingebracht, noch unerlaubt ausgebaggert oder Wasser abgeleitet werden. Es gilt, das Ökosystem, mithin das Beziehungsgefüge zwischen Organismen und Umwelt in seiner Dynamik und Leistungsfähigkeit nicht zu beeinträchtigen.

Über Biotopschutz, speziell über den von Feuchtgebieten, war in den letztvergangenen Jahren viel gesprochen, geschrieben und im Fernsehen anschaulich berichtet worden. In Schulgärten, öffentlichen Anlagen und Erholungsgebieten wurden mit Begeisterung Feuchtbiotope angelegt und lästig gewordene Swimmingpools biobewußt umfunktioniert. Da und dort wurde das Ökojahr eingeführt und Ökologie zum Schulfach erhoben, vereinzelt sogar ein Lehrstuhl für Ökologie an Universitäten eingerichtet. Es ist auch nicht zufällig, daß die Stiftung Naturschutz 1991 die Rosmarinheide (*Andromeda polifolia*), bekannt auch unter dem Namen Torfrosmarin, zur Blume des Jahres wählte und für 1992 den insektenfressenden Rundblättrigen Sonnentau (*Drosera rotundifolia*) auserkor. Beide Blumen stehen stellvertretend für ihren besonders gefährdeten Lebensraum, das Hochmoor.

Mittlerweile allerdings wurden auch schon Gerichte bemüht, weil sich sensible Zeitgenossen durch das Unken der Kröten und das Quaken der Frösche belästigt und in ihrer Nachtruhe gestört fühlen. Solche Aktionen können natürlich die herausragende Bedeutung der Feuchtbiotope für Mensch und Biosphäre allgemein und für die Wissenschaft im besonderen, nicht mindern, wohl aber machen sie deutlich, daß ökologisches Denken und Handeln noch weitgehend von anthropozentrischen Einstellungen überlagert ist.

Auch in unserem Bergland sind Moore selten geworden, und unregelmäßig, wie Inseln im Meer, lie-

gen sie verstreut. An Mächtigkeit und Ausdehnung können sie sich mit den Moorlandschaften im Alpenvorland nicht messen. Aus Lage und Verbreitung erkennt man ihre Abhängigkeit von Relief und Klima. Es muß gemäßigt kühlfeucht sein, das heißt, es müssen die charakteristischen torfbildenden Pflanzengesellschaften bei genügendem Wasserangebot wachsen können. Die übliche Einteilung in Hoch- und Niedermoore hat mit Unterschieden in der Mächtigkeit oder Höhenlage nichts zu tun.

Im Landschaftshaushalt wirken Feuchtbiotope ausgleichend, sie verzögern den Schneeschmelzabfluß u.ä., und als Wasserreservoir mit großen Pufferungsvermögen (Trinkwassereinzugsgebiete) sind sie von unschätzbarem Wert. Niedermoore entwickeln sich in staunassen Mulden, Oberflächenwasser und in verlandendem Gewässer, wo Seggen, Simsen, Schilf und Sauergräser mineralischen Grund erreichen und Braunmoose zahlreich sind. Charakteristika: topogene Bildung, mäßig sauer, meist nährstoffreich.

Hochmoore besitzen ein starksaureres Milieu (pH-Wert um 3) und werden lediglich über die Niederschläge und Einwehungen mit Nährstoffen versorgt. Mit diesen spärlichen Verhältnissen haben sich nur einige wenige Pflanzen, eben nur „Hungerkünstler“, wie z.B. Wollgräser, Rosmarin- und Besenheide, sowie etliche Zwergsträucher abgefunden. Die wurzellosen Torfmoose (Sphagnum-Arten) sind zum Charakteristikum dieser Moortorfbildung geworden. Der nährstoffarme Lebensraum erklärt auch das langsame Wachstum des Torfkörpers; kaum 1 mm im Jahr. Hochmoore sind auch als Rückzugsgebiet eiszeitlicher Arten, z.B. Libellen, und als Biotop für das Birkhuhn in Tieflagen bekannt.

Torf bildet sich, wenn die Zersetzung der abgestorbenen Organismen mangels Sauerstoff, verlangsamt vor sich geht (Fachausdruck Inkohlung). Dieser Prozeß verhindert die Mineralisation der toten Biomasse, wobei auch die Huminsäuren eine Rolle spielen. Sie lassen Moore zu Archiven werden (Moorleichen, prähistorische Gebrauchsgegenstände und Kulturgüter). Neben den Historikern wissen auch Naturwissenschaftler diese Fundgruben zu schätzen, ist doch in ihnen, wie in einem Buch, die Geschichte der Ent-

wicklung und Veränderung in Klima und Vegetation nachzuschlagen. Anhand von Pollenanalysen kann diese Entwicklung über Jahrtausende zurückverfolgt werden.

Der Geologe betrachtet Moore als Lagerstätten (Torfabbau) und spricht den Torf als organogenes Gestein an, wenn darin mehr als 30 Gewichtsprozent organischer Substanz enthalten sind.

Für Bodenkundler und Kulturtechniker bieten Moore ein interessantes Betätigungsfeld (Moorkultivierung).

Der Mediziner verwendet Torfmoor mit günstiger chemischer Zusammensetzung und hohem Anteil an Huminsäuren zu Bädern und Packungen (künstliches Heilfieber, Überwärmungstherapie).

Der Ökologe sieht in ihnen unersetzliche Lebensräume und arbeitet den umweltpolitischen Stellenwert heraus (Rast- und Fluchtbiotop, Trittstein auf dem Wege der Wanderung und Verbreitung von Arten).

Auf den Naturfreund üben sie zu jeder Jahreszeit einen eigenartigen Reiz aus; er weiß sie als Kleinod zu schätzen.

Als Brennmaterial ist Torf bedeutungslos geworden, doch bei der Bereitung von Gartenerde und Anlage wertvoller Kulturen (Weinberge) spielt er neuerdings eine wirtschaftliche Rolle. Naturschützer haben an dieser Entwicklung keine wahre Freude, und man fragt sich unwillkürlich, wie es möglich ist, daß Torf aus Rußland (Nähe St. Petersburg!) auf großen LKW-Zügen den Weg bis zu den Weingärten in der ehemals Bayrischen Pfalz findet.

Trotz aller Schutzverordnungen und naturschützerischer Maßnahmen sind die wenigen noch naturnahen Mooregebiete ständig gefährdet. Um ihren Erhalt wird förmlich gerungen. An dieser Stelle muß auch an den vermehrten Eintrag aus verschmutzter Luft, den Sauren Regen, an Eutrophierung infolge reichlicher Düngung im landwirtschaftlichen Umfeld oder durch Einleitung von nährstoffreichem Abwasser verunreinigt werden. Man denke vor allem auch an die zahllosen Fluß- und Bachregulierungen oder Straßenbauten, die eine Senkung des Grundwasserspiegels zur

Folge haben. Dazu kommt, daß bei jeder Gelegenheit versucht wird, den Verlust an Kulturgrund durch Entwässerung von „praktisch nutzlosen“ anmoorigen Streu- und Sauerwiesen auszugleichen. Vor einem Menschenalter noch standen diese hoch im Kurs, weil sie zum einen gute Einstreu für den Stall lieferten, – im Bergland war Stroh immer Mangelware –, zum anderen eine geschätzte Futterbasis für das Pferd darstellten.

Der Jäger wußte die kleinen, eingesprengten Feuchtwiesen zu schätzen, weil darüber beizeiten Enten und Schnepfen strichen, und der Blumenfreund liebte sie, weil dort Enziane und Primeln, Dotter- und Trollblumen, Knaben- und Fettkräuter ihre Standorte hatten.

Unbegreiflich, daß diese „kultivierbaren Ersatzflächen“ bei agrarischen Operationen noch eine Rolle spielten, als Debatten über Milchseen und Butterberge an der Tagesordnung waren und Raine und Bergwiesen bereits nicht mehr gemäht worden sind.

Im Spannungsfeld des schisportlichen Massentourismus' erhielt die moderne „Nutzungsintensivierung“ besondere Akzente. Dafür einige Beispiele:

In Zentren des Weißen Sportes wurde die Landschaft durch zahllose Lifтанlagen und verschiedenartigste Infrastrukturelemente nutzungsorientiert vergewaltigt, bzw. dem Gelände ein künstliches Korsett in Form von Schipisten verpaßt. Nach amtlicher Tiroler Definition ist eine Schipiste eine allgemein zugängliche, zur Abfahrt mit Schi vorgesehene und geeignete Strecke, die in ihrer Anlage der Förderleistung der Aufstiegshilfe entspricht, markiert, präpariert, kontrolliert und vor alpinen Gefahren gesichert ist.

Also trug dabei jeder Landwirt, über dessen Almböden oder Heimwiesen Schipisten oder Loipen gelegt wurden, den nicht immer naturgemäßen Erfordernissen des Schisports Rechnung. Es bildete sich der Begriff „Schipistenbauer“ – nicht zu verwechseln mit einem, der Schipisten baut („Schipistenarchitekt“) – als Variante des Bergbauers. Als solcher, nicht selten beneidet, bekommt man eine jährliche Abgeltung für die Grundbenützung oder einen anderweitigen Zuschuß von den Seilbahnbetreibern, besitzt vielleicht einträg-

liche Anteile bei einer Liftgesellschaft o.ä.m., und ganz sicher sind auch seine Gründe in Nähe von Beförderungsanlagen im Verkehrswert gestiegen.

Anders hingegen sah dies ein Hofbesitzer bei Hopfgarten im Brixental. Ihm gehören 8 ha Wiesengrund, 5 ha sind durch Schibetrieb stark belastet und die 10 ha Wald sind kaum nutzbar, da es sich um Schutzwald handelt. Die restlichen 3 ha Wiese sind zwar flach, doch von zwei kleinen, durch einen Bergsturz entstandene Rückstaumoose ungünstig unterteilt. Und weil diese ohnehin nur Roßgras lieferten, zudem mit der Sense gemäht und das Heu mit der Gabel herausgetragen werden mußte, wollte dieser Schipistenbauer weiteren Wünschen der Bergbahngesellschaft erst dann entsprechen, wenn diese die Entwässerung der Feuchtwiesen, anstelle einer üblichen Erstablösung, durchführten. Seiner Meinung nach sind Schipistenbauern aufgrund großer schisportbedingter Ernteverluste, qualitativer wie quantitativer Art, gezwungen, ihre Betriebsstruktur weitgehend umzustellen. Daran ändern auch die Ernteentschädigungen in Bargeld nichts oder Servitutsentschädigungen, für die Erlaubnis, landwirtschaftlichen Grund in Ausübung wintersportlicher Aktivitäten überfahren zu dürfen. Auf alle Fälle, so argumentierte er, bedürfe die Schadensberechnung auf Basis der Grünlandwirtschaft einer Korrektur nach oben, weil hier nach dem II. Weltkrieg noch Äcker lagen und es sich um einen Vollerwerbsbauernhof handelte. Die Bergbahngesellschaft nahm im vorliegenden Falle die Verhandlungsbasis an, das Gutachten der Bezirkslandwirtschaftskammer erachtete den quantitativen Minderertrag durch die Entschädigung für den Verlust an Heu zwar abgegolten, ließ aber die Bereitstellung einer landwirtschaftlichen Ersatzfläche, wie sie die beiden zu entwässernden Moose darstellen, als notwendig und als Verhandlungsforderung angemessen erscheinen. Der Besitzer, offensichtlich der ökologischen Tragweite bzw. Wohlfahrtswirkung eines Feuchtbiotopes bewußt, bot anläßlich der Wasserrechtsverhandlung eine auf ihre Trinkwasserqualität überprüfte Quelle für den Fall an, daß dem Unterlieger das Brunnenwasser ausbliebe. Schließlich überwachte die Kulturbauabteilung der Tiroler Landesregierung als Projektersteller diese im Frühjahr 1981 durchgeführte Meliorierung.

Diese agrarische Kulturbauaktion stellte der genannte Schipistenbauer, Dr. M. Wartha, unter dem Titel „Agrarische Meliorierung als Ersatz für Schipistenservitute – ein Modellfall“ 1982 im Novemberheft „Der Alm- und Bergbauer“, Innsbruck, vor. Unter der Annahme „Andererseits, Schipisten müssen sein“, sollte eine mögliche Lösung angeboten werden, eine mit Schipisten belastete Bauernschaft „auf reale, d.h. kulturmäßige Art“ zu entschädigen.

Ob die „neu kultivierte Fläche“ wirklich und auf Dauer jenen schisportbedingten Bodenwert- und Ertragsverlust ausgleichen kann, ob dieser Hof in 1000 m Seehöhe damit seine Vollerwerbsbasis wiedererreichte? Wer weiß die Langzeitfolgen richtig einzuschätzen? Wegmelioriert ist ein landschaftstypischer Feuchtbiotop, und an der Sonnseite der Hohen Salve ist ein kleines Regulativ für Wasser und Lokalklima weniger.

Wie wenig auf Feuchtbiotope dort Rücksicht genommen wird, wo der Massenschilauflauf sich kanalisiert, wird offenbar, wenn man im Sommer einmal die künstlichen Schisportflächen in der Wildschönau oder im Raum Kitzbühel abgeht. Wo immer Feuchtgebiete den Interessen des Schimanagements entgegenstehen, werden Drainagen gelegt, denn man will den Wintergast nicht über eventuelle Eisplatten abfahren lassen, noch sein Schivergnügen im Frühjahr durch vorzeitig ausapernde Naßwiesen gestört sehen.

Bei einer Wanderung 1987 im Schigebiet der Kammerkö(h)r-Almen/Steinplatte fielen mir planierte, grobsteinige, fast vegetationslose Schipistenflächen – wie anderswo auch – auf. Große schwarzbraune Flecken in den Pisten aber machten mich neugierig. Zu meiner Überraschung war an diesen Stellen reichlich Moortorf aufgetragen. Eine handelsübliche Herkunft war eindeutig auszuschließen. Woher bloß kam dieser seltsame „Dünger“? Schließlich fand ich ein verstecktes, von Baggerzähnen aufgerissenes Moor, in annähernd 1500 m Seehöhe, oberhalb der Almhütten, wo die Trasse der neuen Vierersesselbahn vorbeiführt. Dort, wo am Fuße eines Steilhanges Quellwasser aus dem Hangschutt sprudelt, hatte es sich in vielen hundert Jahren in einer flachen Doline entwickelt. Bergahorn, Fichte und Vogelbeere stocken

dahinter und auf der seitlich abdämmenden Felsrippe stehen Latschen, Almrosen, Brunellen und Primeln.

Weil der für Pistensanierung zuständige Mann in der Steinplatte Aufschließungsgesellschaft solchen Moorinhalt als wertvollen Dünger einschätzte und ihn für die Schipistenwiederbegrünung in Verbindung mit Blaukorn als nützlich erachtete – obendrein billig und dem Anwendungsbereich nächstgelegen – plünderte man das kleine Moor einfach aus. Heute ist es vollends ausgeräumt, vernutzt. Brüchigbraune Holzstücke liegen auf plastischer Kalkmudde, welche den Moorboden auf wasserschluckendem Gelände (Karst) abdichtete und so erst die Moorbildung ermöglichte. Dieses minerogene Feinsediment wurde am Ort belassen, denn die eigenartige Konsistenz und weißlich-graue Farbe war den Seilbahnfachleuten weder humus- noch düngerverdächtig. In den verbliebenen Wasserlachen schwimmen Kaulquappen und sprießen vereinzelt Gliederbinse (*Juncus articulatus*) und Schnabel-Segge (*Carex rostrata*). Am Rande, wo die dicken Baggerzähne ihre Abdrücke hinterlassen haben, blühen Fiebertee, Wiesenlieschgras und Rasenschmiele. Unweit der Stelle, wo man den Abfluß tiefer gelegt hat, versickert das Wasser in einem Ponor (Wasserschwinde).

Auf den vegetationsgeschädigten Pistenflächen und um die Fundamente der neuen Sesselbahn herum grünt es, doch es ist nicht das Grün des natürlichen Almbodens; es fehlen die saftigen Kräuter. Die Grasdecke ist lückig, läßt das Schwarzbraun des vermeintlich hochwertigen Düngerauftrages durchschimmern, und die vielen kleinen Holzreste obenauf müssen auch erst einmal verfaulen. So schnell setzt sich dieser Moortorf hier nicht in gewünschten Humus um – auch nicht mit dem darübergestreuten Kunstdünger. Diese ungewöhnliche Art Schipisten zu renaturieren, mag ökonomisch gesehen sehr billig sein, aus ökologischer, umweltbewußter Sicht ist sie unverantwortlich teuer. Ein intaktes Moor inmitten einer touristisch schwerst belasteten Gegend, zudem noch auf verkarstungsfähigem Gesteinsuntergrund, zu einem Zeitpunkt auszuräumen, da Klagen u.ä.m. über verschmutzte Quellen hörbar werden, ist frevelhafte Vernutzung eines Feuchtbiotops.

Das oben genannte, vordergründig billige Beispiel machte natürlich Schule. Unweit des Parkplatzes, wo die Höhenstraße endet und die Aufschließungsstraße zu den Almen und Berggasthöfen führt, wird der bergwärts Wandernde von einem mit Moorkinhalt abgedeckten, dunkelbraunen Böschungstreifen zur Linken begleitet. Kurz vor den Stallenalmen, 1420 m, rechts, in einer schüsselförmigen Hohlform, liegt das „abbauwürdige“ Moor. Es hat in etwa die Größe eines halben Fußballfeldes. Aus diesem wurde erst einmal randlich herausgebaggert, dann schob man einen festen Weg hinein, und bediente sich in ähnlicher Weise, je nach Bedarf, wie vorhin beschrieben. Noch ist dort „Biotopmaterial“ vorhanden. Wo der Torfkörper fehlt, spiegelt sich der waldbestandene Rand im Wasser. Außer den Straßenböschungen wurden auch andere übernutzte Flächen bei den vielbesuchten Stallenalmen dick mit brauner Biomasse abgedeckt und eingesät.

Dieses Moor befindet sich auf Tiroler Boden, das vorher zitierte liegt im Land Salzburg; kaum eine halbe Stunde Gehzeit auseinander. Und weil die bayrische Grenze auch nicht viel weiter weg liegt, wird mit Recht von einem Dreiländer übergreifenden Großraumschgebiet gesprochen (Winkermoos-Kammerkö(h)r-Steinplatte).

1991 wurde eine große Kunstschnee erzeugende Anlage gebaut, kilometerlange Gräben für Kabel und Rohre gezogen und in 1500 m Seehöhe ein Wasserspeicherbecken mit ca. 20.000 cbm Fassungsraum angelegt. Die sicher scheinende Dämmschicht aus dicker Folie, Gewebbahn und Betongittermantel war, nach einem Gewitter im August, von einer randlich abgeackten Gesteinsscholle eingedrückt worden. Der Schaden war groß, die Zeit drängte, und das Wasserangebot unten im Bach wurde immer kleiner. Zu allem Unglück – auch aus Sicht des Naturschützers – hatte das Wasserreservoir eine undichte Stelle. Die über 700 Höhenmeter heraufgepumpte Wassermasse mußte abgelassen werden.

Das Thema Energieverbrauch etc. soll bei aller Aktualität hier nicht angesprochen sein, wohl aber ein weiterer Problemfall Feuchtbiotop, nämlich der vom Schimmanagement angezapfte Unkenbach. Das kost-

spielige Mißgeschick der Kunstschneeerzeuger traf auch den bisher ungestörten Bergbach sehr nachteilig, denn der überaus trockene Herbst ließ die Quellen dünn und das Fließgewässer lahm werden. Und eben in dieser kritischen Zeit holte man das Reservewasser für die Beschneigungsanlage aus dem Bach. Auch das Überwasser der Winkermoosquelle wird dafür herangezogen. Hoffentlich hat diese extreme Wasserbezugsituation den vom (sogenannten) Restwasser abhängigen Lebensgemeinschaften im Bach nicht schon den Rest gegeben! Möge auch die Annahme richtig sein, daß in diesem Falle zumindest die Restwassermenge den natürlich sich ergebenden Niederwasserständen entspricht. Andernfalls ist der Unkenbach im ökologischen Sinne als Feuchtbiotop sowie als prägendes Strukturelement verloren. Den Beobachter überrascht, daß die bayrischen Salforste dieser Kunstschnee-Erzeugungsanlage ihr Placet gegeben haben.

Das Beispiel Steinplatte (Waidring) steht leider nicht allein. Das Schimmanagement von St. Johann i.T. bediente sich ebenfalls mit einem unversehrten Moor. 1988 im Spätherbst wurde unweit der Mittelstation „Angerer Alm“, in annähernd 1200 m Seehöhe, ein Teich fertiggestellt. Er ist ca. ein Hektar groß, faßt an die 33.000 cbm und stellt den Wasservorratsbehälter für die Beschneianlage dar, mit der diese Piste bis zur Talstation der Bergbahn und der „Ruppenhang“ mit künstlichem Weiß versorgt werden. Den Sommergästen wird dieses neugeschaffene Wasserreservoir als Attraktion und idyllischer Bergsee – anlässlich einer Fernsehsendung sogar mit Klangwolke – „verkauft“.

Seitdem an seinem talseitigen Hang vorsichtshalber die großen, schweren Nadelbäume geschlagen werden mußten, können sich die leuchtenden Kalkfelsen vom Wilden Kaiser darin baden. Schon 1928, so weiß die Geschäftsführung der Bergbahn Ges.m.b.H. zu erzählen, sollte hier das stille Moor in einen fremdenverkehrsfördernden See verwandelt werden, und man rechnet sich die Realisierung dieses alten Vorhabens hoch an.

Im vorliegenden Falle wurde ebenfalls der Torfkörper als Dünger angesehen und über weite Pistenplanien und lange Böschungen der Aufschließungsstraße geschüttet. Auch die leicht lehmigen Feinsedimente



wurden herausgebaggert und dafür glücklicherweise, weil kostensparend, eine Ablagerungsstelle in der Nähe gefunden. Dem Beobachter fiel sie im Gelände auf, weil dort moränenartige Wälle eine Fließbewegung signalisierten. Die Deponie wurde mittlerweile „entschärft“, d.h. durch Planie großflächig ausgedünnt und eingesät. Warum die wasserhaltende Feinbodenschicht des Moores abgetragen worden ist, bleibt eine offene Frage; vielleicht war dafür der Wunsch nach einem größeren Fassungsvermögen maßgeblich. Dem Berichtersteller liegt es fern, auf Daten, Maße, Gutachten, etc. einzugehen, die der Bauverhandlung zugrunde lagen. Jedenfalls mußten teure Folien und Gewebbahnen eingelegt werden, denn auch hier passierte ein kostspieliges Mißgeschick und mußte das Becken wieder geleert bzw. repariert werden. Solche Situationen aber belasten nicht nur das Budget eines Bergbahnunternehmens, sondern stellen auch ein allgemeines Risiko dar. Das heftige Gewitter im Raum Kitzbühler Horn vom 8. August 1991 sollte den Projekterstellern und den Betreibern eine Lehre sein. Daß damals der idyllische Bergsee lange Tage schmutzigtrüb geblieben ist, mag noch bedenkenlos hingenommen werden, aber die über 1 m tiefen Gräben, die dort aufgerissen wurden, wo die zur Hangentwässerung und zur Versorgung des Weiheres unentbehrlichen (Drainage-) Rohre ehemals gelegt worden sind, läßt die von Menschenhand geschaffene Situation nicht mehr ungefährlich erscheinen. Das Bild möge meine Aussage unterstreichen. Die aufgezeigte Problematik ist in allen Alpenländern ähnlich.

Zur Abrundung des Themas sei dem an die Landesregierung, die EG-Kommission und an alle Bürger gerichteten Aufruf „S.O.S. Seiser Alm – Alpe Siusi!“ folgendes gekürzt, doch fast wörtlich entnommen: Eine rücksichtslose Zerstörung der Seiser Alm – sie hat die Größe des Bodensees – ist im Gange. Geschützte Biotope werden dort von Straßen durchquert und Gelder der EG zur Förderung der Bergbauern u.a. sogar für Geländeverschiebungsprojekte aller Art mißbraucht. Diese landschaftlich und naturkundlich einmalige Hochfläche – sie liegt auf 1700 m bis 2300 m ü. M. – stellt ein höchst schützenswertes Wasserreservoir dar und mit den blumenreichen, ökologisch wichtigen Feuchtgebieten muß sorgfältig umgegangen werden.

Für strikte Einhaltung der Entwässerungsverbote ist Sorge zu tragen, denn immer noch werden Drainagegräben ausgehoben; zudem sind enorme Wasserentnahmen für Kunstschneeanlagen geplant. Eine Kontrolle der zweckbestimmten Gelder und der Nachweis der Umweltverträglichkeit der zu finanzierenden Projekte wird gefordert.

Dieser Notruf wurde von allen Südtiroler Natur-, Heimat- und Naturschutzverbänden unterzeichnet, zumal bekannt war, daß man eine Verdoppelung der Förderleistung bei nahezu allen Aufstiegshilfen – und dies bei unzureichender Infrastruktur – und das Schlagen von Tiefbrunnen mit einer Wasserdarbietung bis zu 80 l/sec! für Kunstschneebereitung für weitere 120 ha Schipiste – 70 ha werden schon künstlich mit Schnee versorgt – im Auge hat.

Der Vollständigkeit wegen noch ein Satz zur Beeinträchtigung von Feuchtbiotopen durch Anlage von Langlaufstrecken. Massen von Langläufern im Schwarzwald brachten diesbezüglich große Probleme, die jedoch diszipliniert und mit Rat und Tat von seiten der Forstbehörde minimiert werden konnten. Mit weniger Bedacht ging man jedoch bei autobahnähnlich gebauten Loipen in den Vogesen (Elsaß) zu Werke. Da fiel gar mancher Feuchtlebensraum technischer Willkür, bzw. der Schubraupe zum Opfer.

Unverständlich, daß zu gleicher Zeit, da zur Sicherstellung unentbehrlicher Ressourcen aufgefordert wird, die Natur als rechtloses Objekt zu billiger Ausnutzung mißbraucht wird. Wenn man davon ausgeht, daß Unternehmen auch gesellschaftspolitische Aufgaben zu erfüllen haben, somit für eine natürliche Umwelt verantwortlich und sorgepflichtig sind, dann ist es wohl zumutbare Pflicht eines Schimanagements (Seilbahn-/Liftbetreiber, Pistenhalter usw.), unter Naturschutz stehende Feuchtbiotopie nicht eines Sportes wegen zu vernutzen.

#### **Anschrift des Verfassers:**

Dr. Helmuth Gall  
Andreas-Hofer-Straße 2  
A-6330 Kufstein



Abb.1: Auf der Stallenalp ist es Ende Mai 1989 noch besonders braun, denn man hatte Torf als „Dünger“ anplaniert. Er ist zwar etwas holzreich, aber eine ganz gute „Biomasse“, wie man seine Qualität zu unterstreichen mußte. Foto: Gall.



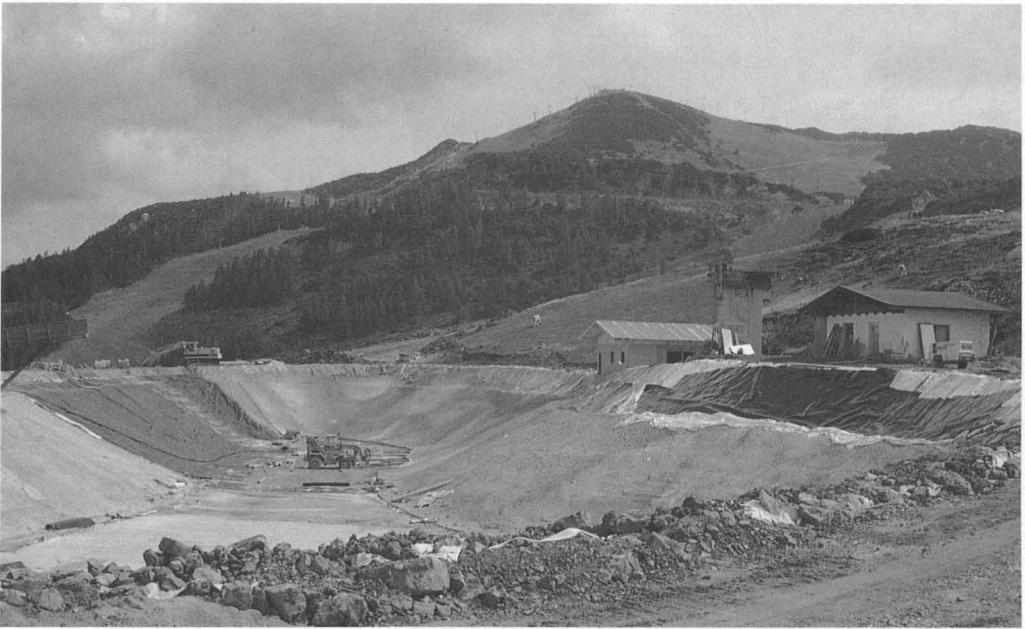


Abb.2: Das Steinplatte-Wasserreservoir für Kunstschneebereitung geht der Fertigstellung entgegen. Das Foto wurde am 25. Aug. 1991 aufgenommen, kurz nachdem das Malheur vom 8. August – es glitt eine Gesteinsscholle bergseitig ab und drückte die fertige Dämmung ein – bereinigt war, und mit dem Auffüllen des Beckens wieder begonnen werden konnte. Die schwarzen Folien und die weißen Gewebekappen sind seitlich rechts noch zu sehen. Das Beschneiwasser wird ca. 700 Höhenmeter heraufgepumpt. Foto: Gall.

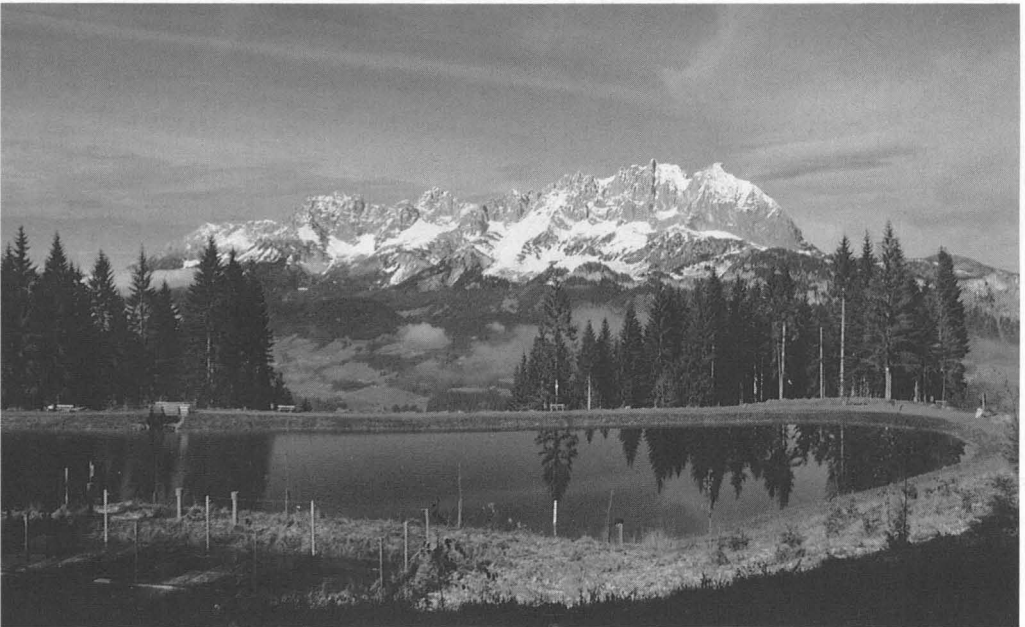


Abb. 3: Im Wasserreservoir für die Beschneianlage unweit der „Angerer Alm“ kann sich mittlerweile – nach einer notwendig gewordenen Abholzung auf der Talseite – der Wilde Kaiser bedenkenlos baden. Die 33.000 cbm an Wasservorrat sind nach unten mit einer kostspieligen Folie abgedichtet. Ehedem lag hier ein intaktes Torfmoor, 1184 m ü.M.. Aufnahme vom September 1990. Foto: Gall.



Abb. 4: In den eigentlichen Drainagegräben liegen die Rohre wie Spielzeugteile umher. Ein schweres Gewitter anfangs August 1991 schaffte am bergseitigen Hang des künstlichen Sees gewaltige Erosionsarbeit, und starke Einschwemmung trübte ihn langfristig ein.

Foto: Gall.



Abb. 5: Stallental-Moorplünderung. So kam also das nächste Torfmoor dran. Situation Ende Mai 1989. Seitl. links wurde ein befestigter Weg ins Moor hineingeschoben. Der Torf wird auf Straßenböschungen und vegetationsgeschädigte Flächen aufgetragen und eingesät. Foto: Gall.

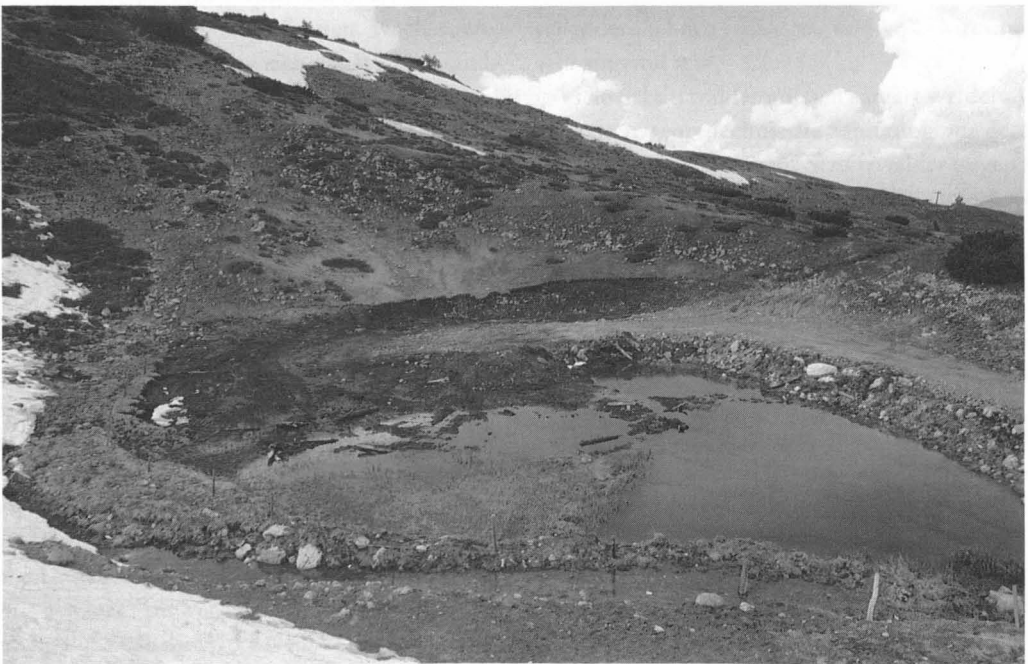


Abb. 6: So sah das kleine Sumpfmoor auf der Steinplatte Ende Mai 1989 aus. Etwas Torf ist noch in Reserve. Auch er wird noch in Kombination mit Handelsdünger (Blaukorn) zur Renaturierung der Piste und Liftrasse billige Verwendung finden. Foto: Gall.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt](#)

Jahr/Year: 1992

Band/Volume: [57\\_1992](#)

Autor(en)/Author(s): Gall Helmuth

Artikel/Article: [Schisportmanagement vernutzt auch Feuchtbiotope 91-101](#)